

Hundert Jahre und ganz leise

Ein Ausflug ins Automuseum Melle und in die frühe Elektromobilität

VON CHRISTOPH MÖRSTEDT

Es erscheint – eine Schönheit. Elegant geschwungene Linien, schlank und hoch, zweifarbig blau lackiert, weiße Speichenräder. Zu diesem Auto würde ein Schlossportal als Kulisse passen; es erinnert an eine herrschaftliche Kutsche.

Doch damit ist es schlagartig vorbei, wenn Heiner Rössler, der Leiter des Meller Automuseums, die vordere Haube öffnet. Wo bei modernen Autos der Motor sitzt, lagern sechs dicke Batterien. Unter der hinteren Haube: acht Batterien. Eine elektrische Kutsche?

Der Detroit Electric Brougham stammt von 1915. Wie alle Autos im Meller Museum ist es fahrbereit und fast so original, wie es die Anderson Electric Car Company in Detroit, Michigan, USA, vor fast 100 Jahren gebaut hat.

Die Geschichte der Elektroautos ist lang. 1881 hatte M. Gustave Trouvé ein Elektrodreirad auf der elektrotechnischen Ausstellung in Paris vorgestellt, ausgerüstet mit Blei-Akkus, die Gaston Planté 1859 erfunden hatte.

Andreas Flocken baute in Coburg vor genau 125 Jahren das erste Elektroauto in Deutschland. Camille Jenatton aus Belgien durchbrach mit seinem raketennähnlichen Gefährt als erster die Schallmauer von 100 km/h. Antrieb: Elektrisch.

Um 1900 gab es in den USA doppelt so viele Elektroautos wie Verbrennerwagen. In Amsterdam, Paris, Wien und Berlin waren ganze Flotten von Elektrotaxis unterwegs, zuverlässige Wagen mit Laufleistungen von 35.000 km in Jahr.

Es gab Batteriewechselstationen, an denen verbrauchte gegen frische Batterien getauscht wurden – in 75 Sekunden. Die Menschheit hätte sich seinerzeit für ein elektrisches Mobilitätssystem entscheiden können.

Hat sie aber nicht. Der Verbrennungsmotor machte statt dessen das Rennen. Warum? Technische Gründe – Gewicht, Reichweite, Ladezeiten – erklären nicht alles. Der beste Ken-



Seine Majestät: Der Detroit Electric Brougham tritt auch nach hundert Jahren noch souverän auf. Er braucht weder Tank noch Auspuff und bestört niemanden mit Krach oder Gestank.

FOTOS: KIEL-STEINKAMP

ner der frühen Elektromobilität, Professor Gijs Mom von der Technischen Universität Eindhoven, sagt: „Das Auto ist immer ein Lustfahrzeug gewesen.

Alles andere ist Alibi.“

Das Elektroauto war vernünftig, aber langweilig. Vor allem Männer wollten eine „Abenteuermaschine“, mit

Krach und Dreck und Selberschrauben, jede Karre wieder zum Laufen bringen und verwegene Geschichten erzählen.

Als nach Ende des Ersten

Weltkriegs Benzin billig wurde, liefen in USA, später in Europa, die Verbrenner zu großer Form auf. Rockefeller's Ölkonzerne Standard Oil und seine Macht, das Erlebnis der Langstreckenrennen und die Propaganda der Hersteller verdichteten sich zu einem Mythos von Mercedes und Porsche, Cadillac und Ford, MG, Ferrari und Peugeot, dass dem Betrachter bis heute Hören und Sehen vergeht. „Wir haben Benzin im Kopf“, sagt Gijs Mom.

Seitdem wird die Geschichte des Autos ganz aus der Perspektive des siegreichen Verbrennungsmotors erzählt. Während dessen zeigt die Internationale Automobilausstellung in Frankfurt die allerneuesten Elektroautos, deren Durchbruch seit Jahren auf sich warten lässt. Was ein (fast) hundertjähriges Strommobil kann, steht im historischen HF-Fahrbericht auf

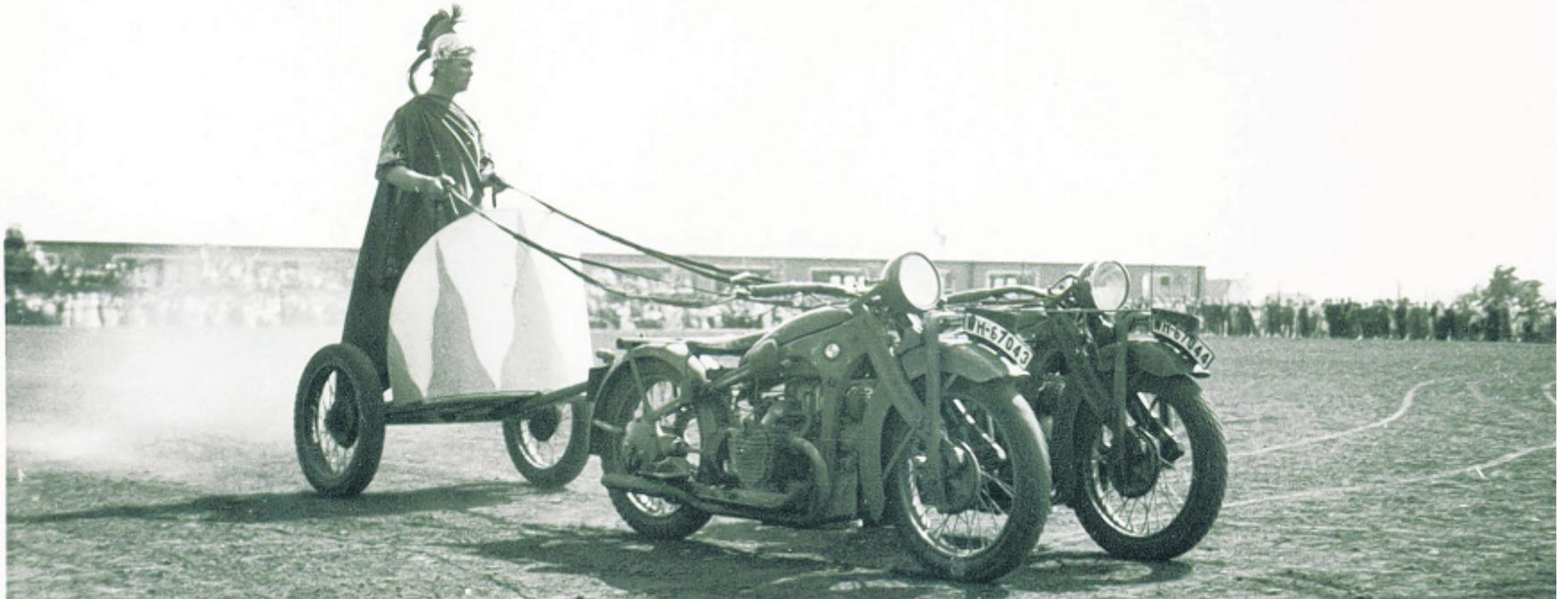
➤ Seite 3



Stilles Kraftpaket: Museumsleiter Heiner Rössler behält den Wasserstand der Batterien im Auge.



Rücksicht: Das Heckfenster lässt sich versenken.



Wie im Colosseum: Auf dem freien Feld vor der Kaserne an der Mindener Straße (hier verläuft heute die Umgehungsstraße) lässt sich der Soldat als Gladiator mit zwei Motorrädern feiern.

FOTOS: KAH (SAMMLUNG FENSKE)

Der Tag der Panzerjäger

Militärschau im Juni 1937: Wie die Herforder auf den Krieg vorbereitet wurden

VON CHRISTOPH LAUE

Es kann darum für morgen nur ein Ausflugsziel geben: Die Kaserne unserer Panzerjäger.“ So kündigte die Herforder Zeitung am Sonnabend, 5. Juni 1937, ein Fest für den nächsten Tag an. In der 1934/35 erbauten Panzerabwehrkaserne an der Mindener Straße in Herford sollte Großes passieren.

Die jetzt ausgewerteten Fotos des Festes zeigen den Erfolg: Wohl mehr als 10.000 Menschen folgten und sorgten für „quirlenden sonntäglichen Betrieb“. Sie besuchten die Sportwettkämpfe zwischen Soldaten und örtlichen Sportvereinen, besichtigten die Kasernenräume und verzehrten so schnell die vorbereiteten 2000 Liter Erbsensuppe, dass schnell für Nachschub gesorgt werden musste. Auch die Freiübungen und Massengymnastik der Soldaten wurde beklatscht.



Auf der Mindener Straße: Tausende verfolgen den Zug der Panzerabwehrgeschütze.

„Die Zuschauer quietschten vor Vergnügen, als die Wagenlenker in die Arena brausten mit ungezählten fauchenden PS.“ Verkleidet wie römische Soldaten zügelten Soldaten gleich zwei Motorräder: „Das ferngesteuerte Motorrad ist dort

überhaupt kein Problem mehr,“ feierte die Presse die lustigen Einlagen der Soldaten. Vorgeführt wurde auch ein „Großangriff der Panzerabwehrabteilung“ unter Beteiligung von Fliegern am „Schlachtgetümmel“ Aber die Besucher konn-



Übungsgelände: Geländewagen mit Kindern vor gerade erst neu gebauten Wohnhäusern an der Schultze-Delitzsch-Straße.

ten auch selbst in den „Lauf der Dinge“ eingreifen, so „im Geländewagen eine ‚Spazierfahrt‘ machen, mit einer regelrechten Abwehrkanone wesentliche Dinge umlegen“.

Für eine weitere Verbrüderung zwischen Soldaten und

Besucherinnen und Besuchern sorgten „Musik, Trunk und Tanz“. In den Jahren vor Kriegsbeginn 1939 war das Militär fast täglich in Herford präsent. Für 1938 berichtet die Stadt: „Die übrigen jährlich wiederkehrenden feierlichen Handlungen wie Rekrutenvereidigungen, Heldengedanktag, Tag der Wehrmacht usw. wurden unter großer Beteiligung der Bürgerschaft abgewickelt“. Nur wenige ahnten, das aus dem „Spiel“ im nächsten Jahr bitterer Ernst werden würde.

Im Zellentrakt

Noch bis zum 15. Dezember ist in der Gedenkstätte Zellentrakt im Rathaus die Ausstellung „Herford gehört(e) dem Führer“ zu sehen, Sa-So 14 – 16 Uhr und nach Vereinbarung. Info: www.zellentrakt.de



Mitmach-Aktion: Die Kleinen dürfen den Panzerspähwagen ausprobieren. Hinten die Kasernen an der Mindener Straße.



Die Leute haben sich fein gemacht: Im Sonntagsstaat gehen die Herforder in die Kaserne. Die Erbsensuppe ist bald ausverkauft.



Vorbild Kutsche: Die Bezeichnung „Brougham“ geht auf einen Kutschentyp zurück. Nach 15 Jahren Laufzeit nahm die Firma Detroit Electric das Auto in Zahlung, modernisierte es (Dach niedriger, Kotflügel rund, Scheinwerfer elektrisch) und verkaufte es als Neuwagen. So kam das Auto zu seinem zweiten Leben.

FOTOS: KIEL-STEINKAMP

Oma Ducks Elektromobil

Der historische HF-Fahrbericht: Detroit Electric „Brougham“ von 1915/30

VON CHRISTOPH MÖRSTEDT

Comic-Kenner wissen gleich Bescheid: Das ist doch das Elektroauto von Oma Duck! Tatsächlich statten Walt Disneys Zeichner Donald Ducks resolute Großmutter Dorette mit einem angemessen würdigen Automobil aus, dem Detroit Electric.

Darin können wir heute eine Runde drehen, weil das Automuseum in Melle ein Exemplar restauriert hat und in Schuss hält. Wir nehmen Platz im Plüschabteil. Überraschung: Der Fahrer sitzt hinten. In der ersten Reihe finden sich ein Kindersitz links und ein Klappsitz rechts. Ein Lenkrad gibt es nicht. Irgendwie ist das Auto so ganz anders.

Museumschef Heiner Rössler zeigt, wie es funktioniert. Er klappt zwei Hebel in die Waagerechte, tritt auf zwei Pedale und ab geht die Luzie. Runter vom Hof, links rum, nach Hundert Metern Stopp auf dem Firmenparkplatz.

In Nullkommanix steht die Kutsche wieder, hat außer einem kleinen Knarren keinen Mucks von sich gegeben, alles ist ruhig: Welch ein Auftritt.

Wir versuchen es selbst. Also: Der längere Hebel ist für die rechte Hand gedacht, die das



Informationszentrum: Elektromobilisten wissen über Volt und ampere Bescheid. In der Mitte sitzt der Tacho.

Lenken übernimmt. Nach vorn gedrückt geht's nach links, zurück gezogen nach rechts, wie Fahrradlenker einhändig.

Die linke Hand übernimmt den kürzeren Hebel. Der ist für Fahrtrichtung und Geschwindigkeit zuständig.

In fünf Stufen schwenkt er nach vorn: Das hat man schon mal in der Straßenbahn gesehen. Sachte, lautlos rollt der Detroit los.

Fahrstufe zwei, wir werden schneller, etwas rechts gedrückt, Linkskurve. Wieder rechts gezogen, Fahrhebel zurück, Bremspedal – und Stopp. Das klappt.

Zum Rückwärtsfahren wird der Fahrhebel hochgeschwenkt und dann vorgeschoben. Wir probieren. „Gas weg!“ Heiner

Rössler sagt es wohl noch fünfmal: Ist das Auto in Schwung, soll es nur rollen, der Motor ausgeschaltet sein. Daran muss man sich gewöhnen.

Eine phantastische Rundumsicht erleichtert das Manövrieren. Vom hinteren Sitzplatz aus sieht man die vorderen Scheinwerfer. Einparken vorwärts und rückwärts, alles machbar, alles geht wunderbar, präzise und spontan, mit lautloser Kraft aus dem Stillstand. Das ist Fahren in Reinkultur.

„Das ist ein Frauenauto“, erklärt der Experte. Männer mit Geld kauften ihren Frauen den Detroit, weil diese auf dem Weg in die Stadt damit allein zu recht kamen. In einem Auto mit Verbrennungsmotor hätte ein Chauffeur mitfahren müssen,

zum Ankurbeln.

Mit einer Reichweite von 130 Kilometern, einem überragenden Komfort, gediegener Verarbeitung und elegantem Stil macht das Auto nicht nur „bella figura“. Es fährt sich so von souverän, überlegen, entspannt – ein echter Traumwagen, ein Denkmal für Abgasfreiheit und Lautlosigkeit.

Davon können sich Generationen von jüngeren Automobilen eine dicke Scheibe abschneiden. Oma Duck wusste, was gut war.

Technische Daten

Detroit Electric Brougham
 Baujahr: 1915, erneuert 1930
 Motor: Elwell-Parker, 4,5 PS, 5 Fahrstufen, 41/82 V
 Batterien: 14 Blei-Traktionsakkus 6 V 180 Ah (modern)
 Fahrwerk: Starrachsen, Blattfedern, Achsschenkel lenkung
 Bremsen: 4 Trommeln, Magnetbremse
 Länge/ Breite/ Höhe: 3,95/1,70/2,0 m
 Gewicht: > 2 t
 Sitzplätze: 4
 Spur/Radstand: 148/255 cm
 Höchstgeschwindigkeit: ca. 55 km/h
 Reichweite: ca. 130 km
 Neupreis: 2500 US-Dollar



Im Griff: Mit Rechts wird gelenkt, mit Links der Antrieb geregelt. HF-Testfahrer Mörstedt versucht es.

INFO

Das Automuseum

- ♦ Automuseum Melle, Pestelstraße 38-40, 49324 Melle, Telefon 05422 46838, www.automuseummelle.de, geöffnet: Di-Sa 11 – 18 Uhr, So 10 – 18 Uhr
- ♦ Das Museum zeigt fahrbereite Autos und Motorräder aller Epochen. Sie gehören Sammlern, die ihre guten Stücke für kurze Zeit öffentlich präsentieren.

Marcellas Karriere als Tänzerin

Schon in sehr jungen Jahren war sie eine begehrte Ballerina

VON CHRISTINA SPRICK
UND SASKIA BRUNS

Marcella Branca ist in Herford ein unbekannter Name. Und doch war sie von frühester Kindheit an eine begehrte Tänzerin an verschiedenen Bühnen Deutschlands. Ihr richtiger Name lautete Marcella Biermann, und unter diesem Namen begann ihre Karriere vor vielen Jahren in der Höckerstraße.

Unehelich geboren am 9. April 1934 in Bad Salzuflen, wächst Marcella Biermann ohne genaue Kenntnis ihres Vaters bei ihrer Mutter Carola Biermann (später Heidemann) und ihrer Großmutter Gesa Biermann auf. Sie besucht den Kindergarten in der Petersilienstraße in der Neustadt.

Schon früh beschließt die Mutter, ihr Kind als Ballerina ausbilden zu lassen und bemüht sich um Tanzunterricht. Es ist die Zeit des 2. Weltkrieges.

Noch vor Beginn ihres siebten Lebensjahres nimmt Marcella dreimal wöchentlich Unterricht bei der renommierten Ballerina Ingeborg Woelfert, später bei den Ballettmeistern Benno Hoffmann und Alfredo Bortoluzzi vom Stadttheater in Bielefeld.

Dabei muss sie einiges Talent bewiesen haben. Ab 1944 tanzt Marcella in Aufführungen der Kindertanzgruppe mit, unter anderem in der „Puppenfee“ und „Aida“.

Die kleine Ballerina macht sich rasch unentbehrlich: „Auf die Mitwirkung [Marcella Biermanns] kann nicht verzichtet werden, da sonst die betreffenden Stücke nicht aufgeführt werden können“, bescheinigt das Bielefelder Theater dem Kind 1944.

Der volle Terminplan von Marcella wurde bald noch mehr strapaziert, da sie neben ihren tänzerischen Ausbildung die Königin-Mathilde-Schule auf dem Stiftberg besuchte. Dort gehörte sie zur Klasse O II b, die 1953 in allen Herforder Zeitungen erwähnt wurde, da sie viel Freizeit opferte, um mit viel Kreativität und durch kleinere Aushilfsarbeiten wie Putzen oder Kinderbetreuung Geld für die geplante Studienfahrt nach Paris zu sammeln.

Dafür organisiert die Klasse im Festsaal der Schule auch einen sogenannten ‚Bunten Nachmittag‘, bei dem es neben Kaffee, Kuchen und einer Tombola auch Aufführungen der Schülerinnen gab.

Marcella begeisterte die Gäs-



Geschafft: Im Programmheft des Stadttheaters Regensburg für die Spielzeit 1966/67 erscheint dieses Foto der Tänzerin.

te mit einem ‚spitzengetanzten‘ Kaiserwalzer.

Das Engagement der Mädchen machte sich bezahlt und alle 15 Schülerinnen konnten am Sonntag, den 17. Mai 1953 gemeinsam nach Paris aufbrechen. Dort hatte Marcella dann Gelegenheit, ein Ballettstück im Théâtre de l'Empire (Les Ballets de Paris mit Roland Petit) zu sehen, ihrer Aussage nach das schönste Ballettstück, das sie bisher gesehen hat. Dadurch festigt sich ihr Wunsch nach einer Ballerina-Karriere.

Doch erst nach dem Abitur 1955 konnte Marcella damit beginnen, den Traum einer Karriere als Solotänzerin oder Ballettmeisterin zu realisieren. Sie versuchte schon während des letzten Schuljahres an renommierten Tanzschulen in ganz Deutschland und auch in Paris und Wien unterzukommen.

„Meine Tochter lebt für den Tanz, und jeder, der sie tanzen sah, auch Experten, sagen, dass es nicht zu verantworten sei, wenn meine Tochter ihre Ausbildung nicht vollenden könnte,“ schrieb Mutter Carola an das Tanzarchiv in Hamburg.

Doch trotz der zahlreichen und hartnäckigen Bewerbungen kamen nur Absagen zurück, bis die Folkwangschule in Essen-Werden die Aufnahme von Marcella Biermann zum 1. September 1955 bestätigte. Mit Hilfe von Stipendien und Schuldeldermäßigungen konnten die hohen Studiengebühren von jährlich 643,- DM aufgebracht werden.

Da die Karriere nun greifbar war, machte sich Marcella Sorgen um ihren Nachnamen, da ihrer Meinung nach der Name ‚Biermann‘ für die Korrespondenz an Bühnen ungeeignet sei.



Studienbescheinigung: Marcella studiert Tanz im dritten Semester an der Folkwangschule in Essen.



Die Hochzeit der Mutter: Sie findet im März 1942 statt, mitten im Krieg. Marcella ist Blumenmädchen.

Also entwickelte sie den Künstlernamen ‚Branca‘, welcher später ganz den Nachnamen ersetzte.

Spannend bei der Wahl des Künstlernamens ist der Versorgungstreit der Mutter nach der Geburt Marcellas. Per Gerichtsverfahren sollte der Vater ermittelt werden. Als möglicher Erzeuger wurde der Konzertsänger Walter Branca gehandelt. Ob die Namenswahl mit diesem in Zusammenhang stand, ist nicht sicher, aber anzunehmen.

Nach dem erfolgreichen Abschluss an der Folkwangschule in Essen 1958 begann Marcella mit der Suche nach einer Anstellung als Solotänzerin. Dabei wurde sie wieder stark von ihrer Mutter unterstützt, die zahlreiche Bühnen in Deutschland anschrrieb. Doch erst 1960 bekam Marcella eine Anstellung bei den Städtischen Bühnen in Ulm.

Durch zahlreiche Briefe ihrer Mutter wissen wir, dass Marcella ab 1966 dann eine Verpflichtung am Stadttheater Regensburg annahm, wo sie als Solotänzerin für zwei Spielzeiten engagiert war.

Leider verliert sich hier die Spur der Solotänzerin Marcella Branca. Weitere Recherchen ergaben nur, dass sie ab 1976 wieder in Herford wohnte und dort 2012 verstarb. Einen Ehe-

mann, Kinder oder andere nahe Angehörige hatte sie nicht.

Von ihren Nachbarn konnten wir in Erfahrung bringen, dass sie sehr zurückgezogen lebte und nur wenig über sich erzählt hat. Nur über ihre Tänzerinnenkarriere und ihre Begeisterung für den Tanz wusste alle bescheid.

Ende Februar 2013 erhielt das Kommunalarchiv Herford von der Recyclingbörse einen Karton aus dem Nachlass Marcella Brancas, aus dem nach einer Wolke aus Staub und Schmutz viele spannende Briefe und persönliche Unterlagen herausquollen, die unsere Neugier weckten.

Aus einem Karton, den die Recyclingbörse Ende Februar dem Kommunalarchiv Herford übergab, quollen nach einer Wolke aus Staub und Schmutz viele interessante Kleinigkeiten heraus, die neben der tänzerischen Begabung Marcellas auf weitere charakterliche Eigenschaften schließen lassen:

So liebte sie Poesie und schrieb auch ein paar eigene Zeilen, verfolgte selbst noch nach ihrem Wegzug mit Spannung die Lotterie des Westdeutschen Rundfunks (ihre Mutter teilte ihr in jedem ihrer Briefe am Ende die Lottozahlen des Tages mit) und hatte eine – als Herforderin ganz natürliche – Schwäche für Schokolade.



In jungen Jahren: Ada Mahr stammt aus einem Pastorenhaushalt und schlägt eine Bühnenkarriere ein.



Bretter, die die Welt bedeuten: Das Herforder Stadttheater Auf der Freiheit, wie der Inhaber Mächler es auf Postkarten zeichnen ließ. Ada Mahr spielte hier die Klara in Hebbels Maria Magdalena.



Holzgetäfelt und gediegen: Gasträume im Herforder Hof.



Das Hotel: Herforder Hof, 1925 erstes Haus am Platz.



Der Unternehmer: Curt Elsbach in Uniform (1917).

Ada und Curt – eine Herforder Romanze

Die Schauspielerin und der Don Juan / Treffen im Herforder Hof / Zum Tanzen nach Bad Salzuflen

VON CHRISTOPH LAUE

Zum ersten Mal saht sie ihn im Hotel Herforder Hof; Curt Elsbach. Er saß dort mit Honoratioren und Ada Mahr hatte schon einiges über ihn gehört. Dass er der Inhaber einer großen Wäschefabrik war, hatte der Theater-Kollege Bruhns erzählt und, ach ja, ein „Don Juan“.

„Den hätte ich mir ja nun bedeutend schöner und aggressiver vorgestellt“, schreibt Ada viele Jahre später in ihren Memoiren. „Er hatte etwas vorquellende Augen und eine Stirn, die in die Glatze überging, und zeigte nie ein Bestreben zu wirken oder sich in Szene zu setzen. Natürlich war er Jude. Ich unterhielt mich besonders gerne mit ihm, der von ausgesuchter Höflichkeit war.“

2008 ist Ada Mahrs Lebensbericht erschienen: „Nur Stückwerk, lauter Scherben – die Memoiren einer Schauspielerin (1897-1929)“. Dort steht ihr Bericht über eine kurze Affäre mit Curt Elsbach.

Es war Anfang 1925, Elsbach war Anfang 30 und seit zwei Jahren Vorstand der J. Elsbach AG. Zwei Jahre danach wird er in Berlin Susanne Maschke hei-

raten. Doch jetzt sitzt er im vornehmen Herforder Hof an der Kurfürstenstraße, wo heute die AOK ihren Sitz hat.

400 Meter von hier, neben dem Amtsgericht Auf der Freiheit, befindet sich das Stadttheater, das auch als Ballsaal genutzt wird und zu dem ein Restaurant nebst Garten gehört, wie alte Postkarten zeigen. Hier wird gerade Hebbels „Maria Magdalena“ gegeben. Für die Rolle der Klara hat Intendant Frick die junge Ada Mahr verpflichtet, 27 Jahre alt, unglücklich verheiratet, befreundet mit Fred, mit dem es auch nicht gut läuft.

Ada übernachtet im Herforder Hof und schaut sich die Leute an. „Vor allem fiel mir der eine auf, den ich bei mir die Pagode nannte. Wie ein lächelnder Chinese saß er dabei, mehr zuhörend als sich mit seiner festen Stimme äußernd. Aber wenn er etwas sagte, war es geistreich und durchdacht.“

Die „Pagode“ schickte der Schauspielerin Blumen und Konfekt. Irgendwann lud er sie in seine Wohnung (am Wilhelmplatz) zum „Souper“ ein. „Warum nicht“, entgegnete Ada, ließ sich aber Kurts Ehrenwort geben, „dass wir wirklich nichts weiter tun werden als

souperieren“. Sie bekam es und ihr Gastgeber führte sie durch seine Villa mit Blick auf das Wittekind-Denkmal, an das sich Ada allerdings nicht erinnert.

Dafür beschreibt sie das Bad, in dem sie „auf einer Spiegelplatte Puder, Watte, Lockennadeln und Parfüm“ entdeckte. „Ach, wohl für die Haushälterin“, fragte ich spöttisch.“ Der Gastgeber erklärt: „Ich habe oft Besuch. Und die Damen brauchen derlei Dinge. Da ist es doch nur eine Aufmerksamkeit, sie bereitzuhalten.“ Man trinkt mit Sekt Bruderschaft und küsst sich mit vor der Brust verschränkten Armen, Der Bruderkuss, erinnert sie sich, „war so angenehm, dass wir ihn immer intensiver wiederholten“. Aber sonst passiert nichts.

Die Kollegen am Theater wundern sich am nächsten Tag über das „Du“ zwischen Ada und Curt. Doch sie beruhigt sie: „Was Ihr alle denkt, ist nicht. Aber er ist so ein feiner, kluger und vornehmer Mensch...“

Irgendwo im Text taucht der Begriff „glänzenden Partie“ auf und Adas Kommentar dazu: „Keine Partie ist glänzend genug, dass ich dafür meinen Beruf aufgäbe.“

Nach Adas Bericht sind die

jungen Leute jetzt fast täglich zusammen. Sie gehen zum Tanzen nach Bad Salzuflen, unternehmen viel miteinander, reden viel: „Wir harmonisierten so ausgezeichnet, dass das Gefühl einer festeren Bindung an ihn nicht fern lag.“

Ein Telegramm leitet das Ende der Affäre ein. Es stammt von Fred und zeigt Ada, dass dieser wohl doch mehr an ihr hängt als sie gedacht hatte.

„Er wurde ein bisschen blass, als ich ihm das Telegramm zeigte“, schreibt sie über Curt, der in seiner „leisen bescheidenden Art“ reagiert habe: „Ja da kann man wohl nichts machen.“

Fred, der mit Ada zusammen zieht, hofft, dass Elsbach ihm eine kaufmännische Stellung in Herford verschafft. Doch sie will das nicht, löst ihren Vertrag vorzeitig auf und nimmt ein Angebot vom Bonner Theater an.

„Herford hat nie verstanden, große Künstler zu halten“, ist Curts trauriger Kommentar zum Abschied. Und: „Du bist und bleibst für mich – die Unvollendete“. Beide halten „in großen Abständen“, weiter Kontakt: Mit diesem Hinweis endet Adas Bericht.

Von Curt Elsbach sind keine

Hinweise auf diese Beziehung bekannt. So behält die Schauspielerin allein die Deutungs- hoheit.

Ada Mahr trennt sich im Sommer auch von Fred, sie spielt in Bonn, Berlin, Saarbrücken, oft kleine Rollen – auch mit Henny Porten und Therese Giese. Aber die große Karriere bleibt aus. Nach dem 2. Weltkrieg spielt sie auf DDR-Bühnen, in DEFA-Filmen und fürs DDR-Fernsehen. Sie lebt jetzt mit Frauen zusammen, unterrichtet an der Humboldt-Uni, gibt Privatunterricht, betätigt sich literarisch, schreibt über ihr Leben. 1980, längst an den Rollstuhl gefesselt, stirbt sie.

Curt Elsbach ist bis 1938 Vorstand der J. Elsbach AG. Seine erste Frau stirbt 1930 nach der Geburt des ersten Kindes. Unter Druck verkauft er 1938 alle Familienaktien (an Adolf Ahlers), emigriert nach Südamerika, kommt nach dem 2. Weltkrieg noch einmal für einige Jahre nach Herford zurück.

Er stirbt 1954 in Hamburg und wird auf dem jüdischen Friedhof in Herford beerdigt. Seine Schwester Käthe Maass wird mit ihrem Mann 1944 in Auschwitz umgebracht.

Das Dings 1: Waschbrett

Neue HF-Serie: Aussortierte, vergessene, verstaubte Sachen wiederentdeckt

VON CHRISTOPH MÖRSTEDT

Das Dings besteht aus einem Holzrahmen und zwei Blechen. Es wird Waschbrett genannt. Das größere Blech ist geriffelt, das kleinere glatt. Letzteres diente als Ablageplatz für Seife, auf dem riefeligen wurden Wäschestücke per Hand gerubbelt.

Das hört sich nicht nur mühsam an. Wäschewaschen war unter Hausfrauen eher unbeliebt. Wer es sich leisten konnte – oder wer zum Beispiel kranke Haut hatte – überließ die Arbeit den Spezialistinnen, den Waschfrauen.

Um die schmutzige Wäsche sauber zu bekommen, wurde sie eingeweicht, gekocht, eingeseift, gestampft, geschlagen, gerubbelt und später gespült, gewrungen, gebleicht, gereckt, geplättet und gelegt.

Sobald es Waschmaschinen und selbsttätige Waschmittel gab, hatte das Waschbrett ausgedient.

Einige wechselten in ein zweites Leben und wurden Musikinstrumente. Mit Fingerhüten auf den Fingerspitzen kann man im Streichen über das Riffblech locker leichte Rhythmen spielen.

Was sonst das Schlagzeug macht, übernimmt in Oldtime-Jazzbands und Skiffle-Combos schon mal das Waschbrett, wie in Onkewl Wilhelms Jazzkapelle. Gerne wird es mit Kuhglocke, Becken, Hupe, Fahrradklingel und Mini-Bongos aufgerüstet.

Dass Musiker vom Spielen dieses Dings einen Waschbrettbauch bekommen, gehört zu den Gerüchten, die zu schön sind, um wahr zu sein.



Der Waschbrett-Mann: Wolfgang Voss aus Bünde kennt sich mit den alten Haushaltshilfen aus. Seine Sammlung umfasst gut 200 Waschbretter aller Art. Er kann nicht nur darauf spielen, sondern baut sie neu auf alte Art.

FOTO: MÖRSTEDT

Up Platt Van Duarp to Duarp

Hiarm, Heimatvoeinsvossitter in suinen Duarpe, droip oinen Dagg bui'n Spazeierngoahn denn Heimatvoeinsvossitter iut'n Noaberduarpe, Willem. De boiden kaimen in'n Kuüern un woiern bäole bui't Thema Plattduütsk. „Es dat nich gediegen,“ sia Hiarm, „dat et van Duarp to Duarp Unnerschoide bui't Platt giff?“ „Jäo,“ menne Willem, „dat maggs diu woll sägen. Doabui kann man doch van us iut jiuen Kiarktöern seihn, owwer de Unnerschoide send doa.“

Bes doahen was de Unnerhaltung sachlik wiarn. Owwer tükten de Düarpers gaff et äok no van ollershiar Kabbeluigen. Wenn oiner sik in'n Noaberduarpe up de Kirmes soihn loit, dänn riskierde hoi wat ut't Jack. De Tuien woiern lange vobui, owwer ümmer no nich ganz vogierden, un Hiarm stack de Hawern, dat hoi Willem ganz sachte oinen metdeon woll.

„Sägg ens, Willem,“ sia hoi no oine Wuile, „wat sägge jui oigentlich up Platt to 'n Telefonmast?“ „n'Telefonmast?“ üawerlia Willem, „Telefonmast? To'n Telefonmast sägge wui bui us ganz oinfach 'Telefonmast', just säo os in't Häochduütske.“

„Donnerschlag,“ sia Hiarm, „dat wunnert mui owwer.“ „Worümme dat denn? Wat sägget jui denn bui jiu to'n Telefonmast?“ „Gar niks,“ sia Hiarm, „wui küüert nich met Telefonmasten!“

Mühlenfest hoch über Exter

Die Freunde und Helfer der Windmühle hoch über Exter laden zum großen Erntefest ein. Am Sonntag, 29. September, wird das Fest um 11 Uhr eröffnet. Die Exteraner haben die Windmühle gründlich saniert, mit Verschindelung von Mühlenturm und Kappe, Isolierung des Mauerwerks im Wall, neuer Galerie und Gründungen für Stützmauern an der Durchfahrt. Inneres Balkenwerk und die Maschine selbst wurden komplett überholt.

Sie errichteten ein Backhaus und eine Remise. Zum Abschluss sollte für Besuchergruppen noch ein Mehrzweckgebäude entstehen. Dessen Fachwerkgerüst steht bereits: Das Richtfest wird beim Erntefest gleich mitgefeiert. Es wird Kaffee geröstet und Brot gebacken. Posaunenchor und Gospelchor machen mit, Vereinsvorsitzender Ulrich Sturhahn hat den Wind schon bestellt.

Professor Joachim Radkau in Bustedt

Der Historiker spricht am 23. November über die Anfänge der Ökobilogbewegung



Kommt zur Geschichtskonferenz: Prof. Dr. Joachim Radkau.

FOTO: UNIVERSITÄT BIELEFELD

Joachim Radkau kommt nach Bustedt. Der bekannte Spezialist für Technik- und Umweltgeschichte, Professor an der Uni Bielefeld, hält am Samstag, 23. November, während der Konferenz zur Orts- und Regionalgeschichte des Kreisheimatvereins den Hauptvortrag.

Joachim Radkau befasst sich mit der Frühgeschichte der Umweltbewegung. In diesem Jahr jährt sich zum hundertsten Mal der Freideutsche Jugendtag auf dem Hohen Meißner am 12. und 13. Oktober 1913, der längst zur Legende geworden ist.

Viele Botschaften der bunt gefächerten Reformbewegungen jener Zeit, von den Vegetariern und Wandervögeln bis hin zu den Naturheilern und Nudisten, stehen uns heute nah und fern zugleich.

Sehr vieles, was heute unter „Öko-Bewegung“ läuft, war damals schon da, nicht weniges sogar noch offener und unbefangener als heute. Das Spektrum all der Inspirationen, die von diesen Reformern ausgingen, ist weit größer als man lange Zeit ahnte.

Die Geschichtsfreunde aus der Region kümmern sich au-

ßerdem um die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg und seine vielen Toten aus allen Dörfern des Wittekindslandes.

Die Themen Eigenkirchen und das Geschichtsfest im Mai nächsten Jahres in Rödinghausen werden eine Rolle spielen. Ein weiteres Thema ist „Geschichte zu Fuß“, neue Wanderwege auf alten Routen.

Die Veranstaltung im Biologiezentrum Gut Bustedt, Gutsweg 35 in Hiddnhausen, beginnt um 9 Uhr, der Eintritt ist frei, eine Anmeldung ist nicht notwendig, Gäste sind willkommen.

Wenn es in der guten Stube qualmt

Zwei Schwestern erinnern sich an ein Leben mit viel Arbeit und gegenseitiger Hilfe

VON MONIKA GUIST

Mitten in Rödinghausen neben der Kirche steht ein denkmalgeschützter Vierständerhof mit einem Altenteiler von 1729. Das Haupthaus hat den typisch grünen Giebel und das schwarz-weiße Fachwerk des Ravensberger Landes. Der Oberschulthenhof – heute Hof Oberwahrenbrock – mit der Nummer eins wird seit 1500 erwähnt. Die Eins bekam der Hof mit der größten Steuerkraft im Dorf.

Tritt man näher an das Haus mit den niedrigen Fenstern heran und schaut durch das Küchenfenster, sieht man zwei Frauengenerationen: Anna Marie Oberwahrenbrock, 1921 geborene Oberschulte, und ihre Tochter Ilse-Marie Oberwahrenbrock (geboren 1953), die in dem frisch renovierten Kotten nebenan lebt, beginnen einen sonnigen Tag.

Margarete Pietsch ist ebenfalls zu Besuch. Die 91-jährige Schwester von Anna-Marie kommt vom unweit gelegenen Försterhaus. Die drei Frauen sind auf dem alten Hof aufgewachsen und haben sich zeitlebens gegenseitig geholfen.

„Als wir klein waren, sollten wir Mädchen im Haushalt wenig tun, erst als wir älter waren, mussten wir auf dem Feld mitarbeiten“, erinnert sich Anna Marie Oberwahrenbrock, die alte Hofbäuerin. „Dem alten Hoferbrecht entsprechend sollte Margarete als die Jüngere den Hof erben und bewirtschaften. Und ich wollte immer nach Hannover, weil meine Mutter von dort herkam.“

Zu dem Hof kam sie ähnlich überraschend wie ihr Vater. Der musste eine Soldatenlaufbahn in Hannover aufgeben, um den Hof zu bewirtschaften, da sein jüngerer Bruder im Ersten Weltkrieg gefallen war. Margarete konnte aus Gesundheitsgründen den Hof nicht übernehmen. Der Großvater entschied, dass Anna Marie die Hoferbin sein sollte. „Da hab ich gedacht, na gut, dann bleibste zuhause“, erzählt sie in ihrer anpackenden Art.

Sie führte die Haus- und Küchentraditionen ähnlich weiter wie ihre Mutter, die sich als Stadtfrau auf dem Hof mit viel Fleiß, Anpassung sowie dem neu erlernten Rödinghauser Platt als tüchtige Bäuerin beweisen musste. Die Schwestern erinnern sich: „Mutter kochte. Eigentlich gab es immer Eintopf. Da noch die kleine und die große Magd sowie mehrere Knecht-



Zwei Schwestern: Margarete Pietsch und Anna-Marie Oberwahrenbrock stehen, wo sie auf dem Kinderfoto standen. FOTO: KIEL-STEINKAMP

te auf unserem Hof arbeiteten, waren wir eine große Runde.“

„Morgens wurde nur Kaffee getrunken und um halb zehn gab es das zweite Frühstück. Das brachte Mutter oder das Mädchen zum Feld. Mittag gab es pünktlich um 12 Uhr.“

Heute noch erinnert sich Margarete Pietsch daran, dass mit dem Glockenläuten alle an der Tafel saßen. „Vater hatte den Vorsitz am Tisch und damit das Brot. Er schnitt das Brot vor der Brust in Scheiben. Das teilte er dann auf. An einen Nachtschisch wochentags kann ich mich nicht erinnern, außer sonntags. Am Sonntag gab es auch Gemüse und Fleisch.“

Da der Vater der beiden Schwestern gerne auf die Jagd ging, gab es auch öfter Wild. Ungewöhnlich für die Zeit: alle Frauen des Hofes waren Vegetarierinnen, nur die Männer bekamen ihr Fleisch. Auch Ilse-Marie Oberwahrenbrock: „Auf dem Hof sieht man, wie das Tier geschlachtet wird. Der Geruch und das Ganze ist abschreckend – als Kind bin ich immer zu meiner Tante ins Försterhaus gegangen, als geschlachtet wurde. Ich bin Vegetarierin geblieben.“

Am Tisch wurde das Tagesgeschehen abgesprochen und

die täglichen Aufgaben verteilt. Eine typische Kinderaufgabe war das Brotholen. „Auf der Ecke, da wo heute das Konfektionsgeschäft Kollmeier ist, da war unser Bäcker“, erinnert sich Anna-Marie.

Seit Generationen mussten die Oberwahrenbrocks nur das Korn zum Bäcker bringen und den Backlohn bezahlen. „Wir hatten ein eigenes Buch dort, da wurde alles eingetragen. Das war zu meiner Zeit, in den 1950er und 1960er Jahren auch noch so“, weiß Ilse-Marie.

Lachend erzählt Anna-Marie: „Kuchen konnte man da auch backen. Wir holten die fertigen Platen, belegten sie zuhause und brachten sie dann zum Abbacken. Der Bäcker kam in seiner schwarz-weiß gestreiften Jacke mit der Prinz-Eisenherz-Mütze immer aus der Backstube und sagte – na, mein Mädchen, wie geht's dich denn – das war immer sein Wort“.

Der Getreideverkauf brachte einen guten Gewinn für den Hof und auch der Bullenverkauf auf den lokalen Märkten gehörte zum Hofleben. Margarete: „Seit Generationen bauten wir Gete, Roggen, Weizen und Hafer an. Wir hatten viele Landmaschinen, aber binden mussten wir lange Zeit selber. Bei



Zwei Schwestern: Anna-Marie und Margarete Oberschulte als Kinder vor dem elterlichen Hof.

schlechtem Wetter musste jeder auf dem Hof, auch die Kottenbewohner nebenan, anpacken und helfen. Wir hatten zwölf Milchkühe und einige Pferde.“ Zweimal fuhr sie mit zur Bullen-Versteigerung nach Hamm. „Wir hatten sogar mal den ersten Preis nach Hause gebracht.“ Ilse-Marie ergänzt: „Mein Vater erzählte immer, dass viele Bauern ihre Töchter zu den Versteigerungen mitnahmen, die dann den Bullen im Ring führten – es war in gewisser Weise auch ein Heiratsmarkt.“

Die Schwestern schauen versonnen durch das Fenster der guten Stube auf den Hof mit dem alten Baumbestand. „Und jetzt sitzen wir eigentlich im Elternschlafzimmer. Das heutige große Wohnzimmer gibt es erst seit der Umgestaltung nach dem großen Hausbrand von 1985. Früher waren alle Räume miteinander durch eine Tür verbunden. In die beste Stube ging es nur rein, wenn zum Stricken eingeladen wurde. Dann wurde am Abend davor geheizt. Hier standen sehr schöne Möbel, die hatte meine Mutter aus Hannover geerbt“, erzählt Margarete.

Und zu ihrer Schwester: „Weißt du noch, einmal hat es

nach dem Anheizen in der guten Stube gequalmt. Mutter guckte rein und entdeckte, dass sie die Sommerwürste aus dem Ofen, der so gut wie nie beheizt wurde, noch nicht rausgeholt hatte.“

Es ist ein langer und zufriedener Rückblick auf ein Hofleben mit viel Arbeit, gegenseitiger Hilfe und zahlreichen „Weißt du noch“ – Geschichten. Und der Gewissheit, ein unsterblicher Teil der Hoftradition zu sein.

Küchengeschichten

Haben Sie auch Küchen- und Hausgeschichten von früher zu erzählen? Oder Fotos aus den 1920er-1990er Jahren rund um Essen und Trinken? Wir würden sie gerne für die Ausstellung „Im Pickertland. Vom Essen und Trinken zwischen Teuto und Wiehen“ beim Geschichtsfest am 24./25. Mai 2014 verwenden. Infos: Monika Guist: T 05221-131447.

Impressum

HF-MAGAZIN, hg. vom Kreisheimatverein Herford (Red. M. Guist, C. Laue, E. Möller, C. Mörstedt), verantwortlich für Red. H. Braun, Herford, für Anzeigen M.J.Appelt, Bielefeld, Herstellung J.D.Küster Nachf.+Presse Druck GmbH & CoKG Bielefeld

Ein Löhner Speicher aus der Bronzezeit

Die einzige bekannte Kegelstumpfgrube der Region wurde 1948 in einer Sandgrube in Mahnen entdeckt

VON ECKHARD MÖLLER

Getreide anzubauen und dann zu ernten, das war schon schwer genug. Aber was kam danach? Es gab Berge von Körnern. Die mussten für lange Zeit reichen – am besten über die nächste Ernte hinaus. Die Menschen hatten, seit sie sesshaft waren und Ackerbau betrieben, mit der Speicherung von Getreide große Probleme.

Natürlich haben sie diese schon vor Jahrtausenden zu meistern versucht. Eine Möglichkeit war: In Tongefäßen in die Erde. Dort war es kühl und dunkel, was die Lebensdauer der Getreidekörner verlängern konnte.

Aber auch unter der Erde lauerten Schädlinge, für die Massen an Körnern ein Schlaffenland waren. Mäuse, Käfer, Wanzen, Schnecken, Würmer, Pilze und Bakterien – sie alle machten sich über das üppige Nahrungsangebot her. Für die Menschen blieben oft nur ungenießbare Reste übrig.

Niemand mehr wird heute je herausbekommen, wer zum ersten Mal die neue Technik entdeckt hat, die Vorräte für lange Zeit fast ohne Verluste einlagern zu können. Auf jeden Fall war es weit vor Christi Geburt. Die Menschen gruben tief in die Erde Löcher mit einer seltsamen Form, die ihnen den Namen Kegelstumpfgruben einbrachte. Im Querschnitt ähneln sie einer Birne.

Ihr Boden und ihre Wände wurden wohl mit einer Art Strohschicht ausgekleidet. In anderen Regionen vermuten die Archäologen auch so etwas wie Flechtwerk als Wandbede-



Schwarzes Loch: Als sie nicht mehr als Getreidespeicher gebraucht wurden, wurden die Kegelstumpfgruben mit Abfall gefüllt, der heute als dunkle Masse zu Tage tritt. Dieses Foto entstand bei einer Ausgrabung 1994 bei Paderborn.

FOTO: LWL-ARCHÄOLOGIE

ckung. Die Gruben wurden dann mit Getreidekörnern randvoll gepackt.

Der trichter- oder röhrenförmige Eingang wurde mit Erde, Grasplacken, festgestampftem Stroh und ähnlichem fest und dicht verschlossen. Das hatte auch noch den Vorteil, dass die Vorratsgrube in unruhigen, kriegerischen Zeiten gut getarnt und in der Erde nicht leicht zu finden war.

Natürlich fingen die äußeren Zentimeter der Körnermasse, die Kontakt zu den Außenwänden hatten, an zu gammeln. Es bildete sich eine Schimmel-

schicht. Der Vorteil dabei: Es entstand Kohlendioxid, das in höheren Konzentrationen giftige Gas. Da es nicht entweichen konnte, breitete es sich im gesamten Volumen der Grube aus und machte so die Angriffe von Schädlingen, vor allem wohl von den gefürchteten Kornkäfern, unmöglich. Nach Schätzungen von Fachleuten waren damit mehr als 90 Prozent der Körner sicher gelagert.

Kohlendioxid-Begasung wird auch heute noch zur Schädlingsbekämpfung benutzt. Nur kommt das Gas heute aus dicken Stahlflaschen.

Wenn eine der Gruben dann bei Bedarf geöffnet wurde, war es ratsam, genügend lange abzuwarten, bis das Kohlendioxid entwichen war. Sonst hätten die Menschen, die in die tiefe Grube kletterten, um sie zu leeren, ein böses Ende genommen.

Der Nachteil dieser Art Vorratshaltung war, dass die Kegelstumpfgruben nach der Öffnung komplett geleert werden mussten. Eine Art etappenweiser Nutzung des Inhalts war nicht möglich, weil das Kohlendioxid entwichen war. Das Gas kannten die Menschen der Zeit noch nicht, aber sie wer-

den ihre Erfahrungen gemacht haben.

Auch auf Herforder Kreisgebiet ist schon eine dieser Kegelstumpfgruben entdeckt worden. Das war 1948 bei Abbaubarbeiten in der ehemaligen Sandgrube Pahlmeyer im Löhner Ortsteil Mahnen direkt oberhalb eines ehemaligen Werrelaufs, der auf älteren Karten noch deutlich zu erkennen ist.

Die glockenförmige Grube war nach den Messungen der Archäologen 2,35 Meter tief und in 2,05 Meter Tiefe 1,45 Meter breit. Es passten also mehrere Kubikmeter Körner hinein.

1939 waren beim Sandabbau wenige Meter daneben die Reste eines etwa 12 mal 9 Meter großen, ziemlich rechteckigen Fundaments entdeckt worden, das von den Fachleuten mangels eines Feuerplatzes als ehemaliger offener Viehperch mit festen Wänden interpretiert wurde. Scherbenfunde ließen eine Datierung auf die Zeit zwischen etwa 250 vor bis Christi Geburt zu.

Heute befinden sich auf der Fläche ein Gebäude der großen Küchenfirma Siematic und der „Bibelpark Giraffenland“, wie Joachim Kuschke, der Löhner Stadtarchivar, ermittelt hat. Von einer ehemaligen Sandgrube ist nichts mehr zu erkennen – außer vielleicht einer Geländeböschung.

Die Familie vom alten Bauernhof Pahlmeyer war die letzte, die hier direkt oberhalb der alten Werre geackert hat. Jetzt ist alles zugebaut.

Die Kegelstumpfgrube von Mahnen belegt eine weit über 2.000 Jahre alte Tradition des Getreideanbaus in Löhne.

Nicht von gestern!



Neue Westfälische
HERFORDS STARKE SEITEN

Nur in Ihrer NW:

Das HF-Geschichtsmagazin

Historisches und Traditionsreiches aus dem Kreis Herford. Spannend und unterhaltend in Ihrer Neuen Westfälischen!